"Kreativität ist immer geteilt"

Autor(en): **Ernst, Meret**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **30 (2017)**

Heft 5: **Sonderausgabe Sharing**

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-730961

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

«Kreativität ist immer geteilt»

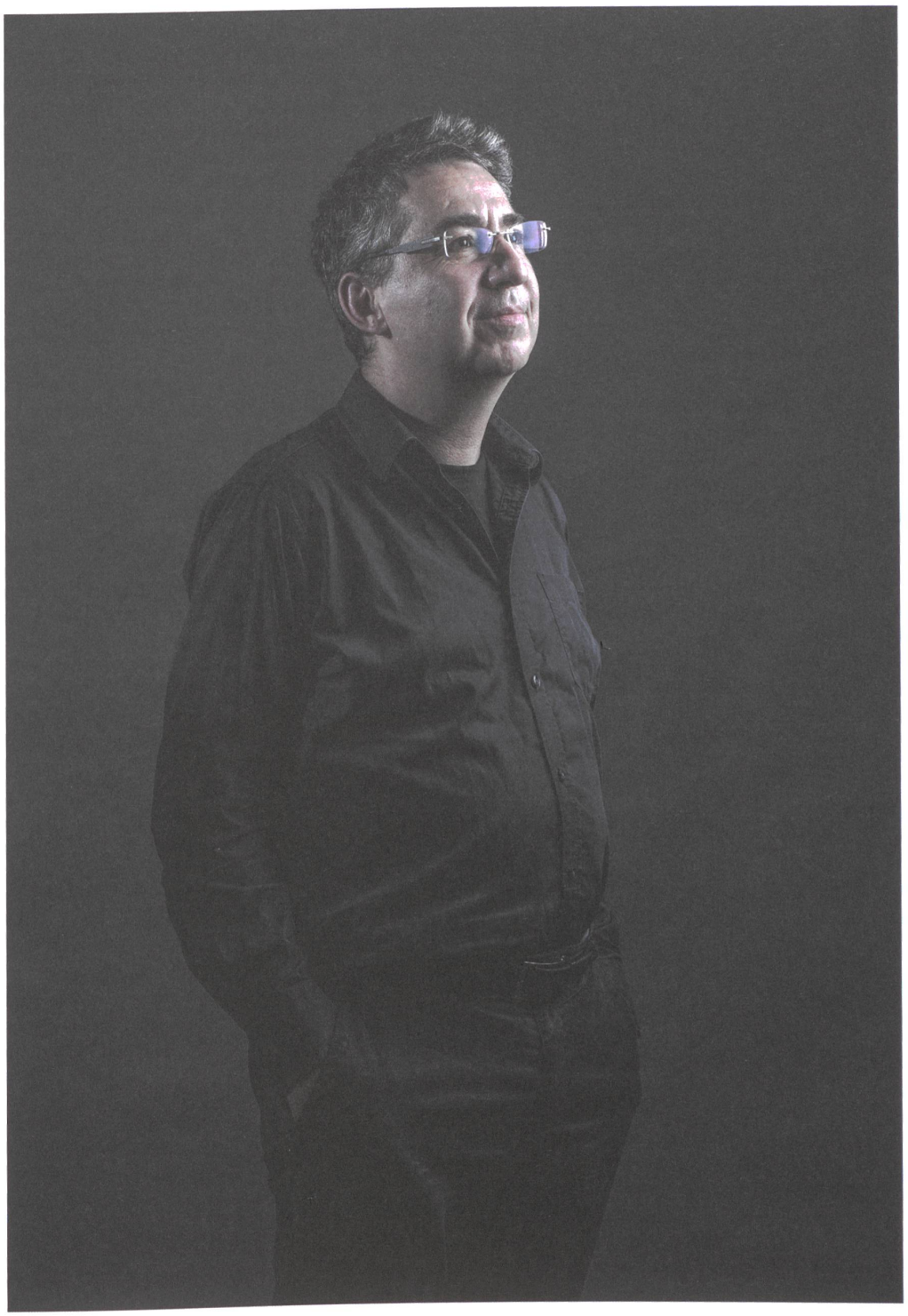
Andreas von Gunten kämpft für die Idee einer gemeinsamen Kreativität – und gegen das Urheberrecht. Das kulturelle Archiv müsse geöffnet werden, damit es weiterwächst und nicht verloren geht.

Text: Meret Ernst, Foto: Stephan Rappo

Mit 14 baute Andreas von Gunten in der Schule seinen ersten Computer zusammen. Dafür bestellte er einen Bausatz des Sinclair ‹ZX81› in England. Das Unverständnis der Eltern trieb ihn nur noch mehr an. Eine Lehre zum Radio-Fernseh-Elektriker deckte sein technisches Interesse ab, das Internet öffnete ihm die grosse Welt. Heute kämpft er in unterschiedlichen Rollen für die Offenheit des Netzes. Das Versprechen, Zugänglichkeit für alle zu schaffen, lässt ihn das Urheberrechtsgesetz kritisieren. Denn sein Ziel ist es, dass alles, was geschaffen wird, von allen geteilt werden kann. Im Gespräch erklärt er die Vorteile einer offenen Lizenzierung, wie sie unter dem Namen Creative Commons seit einigen Jahren angeboten wird.

Kaum war es ausserhalb der Universitäten zugänglich, entdeckten Sie das Internet für sich. Was faszinierte Sie jenseits des Technischen daran?

Andreas von Gunten: Die Möglichkeit des grenzenlosen Austauschs, der Kommunikation. Um mich das erste Mal ins Internet einzuloggen, tüftelte ich die ganze Nacht. Meine Partnerin fragte mich, was ich da mache? Ich antwortete, ich wisse es auch nicht, aber da drin stecke etwas ganz Wichtiges und ganz Tolles (lacht). Dieser Eindruck bestätigte sich. Zu Beginn war das Internet wirklich ein Ort, wo gute Menschen mit guter Absicht gute Dinge machen wollten. Dann kamen die Bad Guys. Damit meine ich nicht nur Hacker, sondern vor allem den Staat und das Kapital. →



Andreas von Gunten
Der Internetunternehmer gründete 2011 den Verlag Buch & Netz als Plattform zur Vernetzung, Publikation, Promotion und Monetarisierung von Buchinhalten, die unter einer Creative-Commons-Lizenz publiziert werden. Er ist Kurator für Netzpolitik bei Scope, Dozent an der Hochschule für Wirtschaft Zürich, Mitglied der Digitalen Gesellschaft und einer Taskforce zum Urheberrecht. Ausserdem ist er im Vorstand der SP Kölliken und Präsident des Vereins Freunde des Dorfmuseums Kölliken.

→ Als Linkslibertärer bin ich absolut für Markt und Wettbewerb. Doch das Grosskapital versucht, das Netz so umzubauen, dass andere Dinge nicht mehr möglich sind.

Was meinen Sie mit anderen Dinge?

Mir geht es um Kommunikation, um den Austausch von Ideen, darum, gemeinsame Kreativität freizusetzen. Im Netz steckt aber auch ein alter Traum der Aufklärung: Alles, was je publiziert wurde, wird allen immer verfügbar sein. Das ist eine grossartige Vorstellung.

Inhalte waren noch nie frei, stets gab es Zensur. Weshalb sollte das im Internet anders sein?

Klar, das Böse gab es immer. Inzwischen bin ich auch klüger und sehe, dass das Netz wie jedes Medium von einer Elite gepackt, von der Macht vereinnahmt wird. Trotzdem muss man deswegen nicht aufgeben.

Diesen Kampf für das Gute führen Sie im Netz. Als Mitglied im Vorstand der SP Kölliken politisieren Sie auch im Realraum. Wie geht das zusammen?

Es gibt keinen Unterschied zwischen online und offline. Was ich im Internet mache, gehört zum realen Leben. Meine politische Idealvorstellung ist die einer deliberativen Demokratie, die im Kleinen die beste Lösung aushandelt für das, was wir gemeinsam als Problem definieren. Jeder Mensch ist politisch. Wie wir handeln und denken, wirkt auf den politischen Raum, in dem wir uns befinden – das muss man im lokalen, realen Bereich leben. Vor dem Zeitalter des Internets konnte man grosse Projekte nur mit grossen Organisationen und hierarchischen Strukturen anpacken. Mit digitalen Kommunikationsmöglichkeiten kann man dezentralisieren, kleine Strukturen schaffen, und trotzdem miteinander an grossen Projekten arbeiten.

«Verwertungsrechte helfen nur denen, die schon viel verdienen.»

Andreas von Gunten

Das Netz ist längst unübersichtlich. Kann man darauf das Modell einer deliberativen Demokratie übertragen?

Aus meiner Sicht schon. Aber es stimmt, es gibt zentralisierende Tendenzen, etwa auf der Ebene der Hardware. Die Basisinfrastrukturen – einerseits das Netz und andererseits die Computerpower die via Cloud Computing zur Verfügung gestellt wird – werden im Moment zentralisiert. Aus meiner Sicht sind das Übergangsphänomene. Irgendwann erreichen wir den Zustand der Open Hardware. Jedes Gerät ist dann sowohl Sender als auch Empfänger und Teil eines Netzes, das das Netz selbst bereitstellt. Es wird kein Netzwerk mehr brauchen, keine Kabel oder Funkantennen, weil jedes Gerät mit dem anderem verbunden ist. So entsteht ein ‹mesh network› – ein vermaschtes Netzwerk, das gar nicht mehr abgestellt werden kann. Wenn jedes Gerät sowohl Server als auch Konsument ist, braucht es kein zentrales Cloud Computing mehr. Jeder Prozessor gibt dann einen Teil seiner Leistung ab und ist zugleich Teil eines Speichers – und das Ganze verwaltet sich dynamisch. Dann ist aus die Maus für die grossen Digitalkonzerne (lacht).

Wie kann ein solches Netz nicht nur den Austausch, sondern auch die Kreativität des Einzelnen steigern?

Wollen Sie das wirklich hören? Wir müssen das Konzept des individuellen geistigen Eigentums komplett vergessen. Wir ersetzen es durch die Idee eines gemeinsamen, geteilten geistigen Eigentums. Das hat natürlich Folgen für das Urheberrechtsgesetz und das Patentrecht. Etwas weniger für das Markenrecht, weil dieses wettbewerbsrechtlich definiert ist.

Was halten Sie in dieser Hinsicht vom Designrecht?

Die Kreativbranche zeigt sehr schön, dass die ganze Sache ohne Urheberschutz funktioniert. Modedesign ist ein Beispiel, das die These von Vertretern der Film- und Musikbranche ständig widerlegt, wonach es ohne Urheberschutz keine Kreativität gebe. Oder dass Kreativität nur aufgrund finanzieller Anreize entstehe.

Würden Sie das bestreiten?

Ja, das ist eine reine Behauptung der Grossverdiener. Und das sind die Verwerter. Das Tragische ist, dass die Künstlerinnen und Künstler dieser Argumentation folgen. Seit Entstehen des Urheberschutzes lassen sie sich von der Verwertungsindustrie vor den Karren spannen.

Wovon leben Designer, Modemacher, Künstlerinnen?

Auf jeden Fall nicht von den Verwertungsrechten. 99,9 Prozent bestreiten ihren Lebensunterhalt nicht von den Lizenzgebühren, die sie für ihre Werke erhalten.

Da hätte ich ein paar Gegenbeispiele. Beziehen Sie das auf die Kulturschaffenden aller Sparten?

Der allergrösste Teil lebt nicht von Verwertungsrechten. Das System wird von meinen linken Kolleginnen und Kollegen zwar massiv verteidigt. Obwohl es hochkapitalistisch gedacht ist. Es hilft nur denen, die schon viel verdienen, es belohnt jene, die ein One-Hit-Wonder lancieren, und es unterstellt den Kulturschaffenden das Monetäre als Grundlage ihrer Kreativität. Das ist falsch. Nur wer bereits viel mit seinen Werken verdient, weil sie stark verbreitet sind, verdient zusätzlich an den Verwertungsrechten.

In vielen Fällen sind das die Rechtsnachfolger. Regt Sie das besonders auf?

Oder wenn jemand schon berühmt ist. Dabei verdienen die Kreativen auch ohne Verwertungsrechte mit Kulturgütern Geld. Einfach, indem sie arbeiten. Das Haus einer Architektin ist zwar urheberrechtlich geschützt, aber sie verdient ihr Geld mit der Planung und der Umsetzung. Bei fast allen Künstlern ist das der Fall.

Designer verkaufen den Entwurf, erteilen die Lizenz, der Hersteller setzt ihn um und vermarktet ihn. Der Entwurf selbst wird schlecht bezahlt, Designer verdienen erst an einer Lizenz. Ist das nicht ungerecht?

Weshalb?

Die kreative Arbeit, die Arbeit am Entwurf, wird von der Gesellschaft gering geschätzt und ist nicht geschützt.

Aber die Designer verdienen doch schlecht, weil sie den Entwurf zu billig verkaufen, und nicht, weil sie keinen Urheberschutz geltend machen können! Es steht ihnen frei, viel mehr für den Entwurf zu verlangen. Ein Lizenzvertrag ist eine rein privatrechtliche Abmachung. Deshalb können sie das aushandeln.

Was ist der Nachteil, wenn ein Entwurf urheberrechtlich geschützt wäre?

Nehmen wir den Lichtbildschutz, wie er unter anderem in Deutschland für die Fotografie existiert. Die meisten Gemälde wie die Mona Lisa sind urheberrechtlich schon längst nicht mehr geschützt – sie gehören zur riesigen Public Domain. Mit dem Lichtbildschutz können die Museen nun verhindern, dass Werke ohne Abgeltung reproduziert werden. Das ist absurd. Finde ich in der Schweiz

eine Publikation mit einer guten Abbildung von Mona Lisa, kann ich diese scannen und damit machen, was ich will. Das Gemälde ist frei, das reine Abfotografieren ist urheberrechtlich nicht geschützt, weil darin keine schöpferische Höhe steckt. Der Lichtbildschutz schützt dagegen auch die Reproduktion. Die Museen übergeben die Rechte daran grossen Bildagenturen wie Getty Images, die die Werke fotografieren. Dann können die Museen gegen alle vorgehen, die diese Reproduktionen ohne Abgeltung nutzen. Das bedeutet mit anderen Worten die Reprivatisierung des Public-Domain-Angebots. Ausserdem wird mit diesem Schutz auf alle Ewigkeit die freie Nutzung eingeschränkt. Läuft die Frist ab, müssen sie ja nur eine neue Fotografie des Werks erstellen – dann ist die Abbildung erneut fünfzig Jahre geschützt. Damit reprivatisieren Museen für alle Zeiten die Public Domain und geben sie in die Hand von ein paar wenigen Grossverdienern.

Museen haben hohe Aufwendungen, allein für die Konservierung der Originale. Ist es da nicht verständlich, dass sie an den Reproduktionen mitverdienen wollen?

Museen sind mit öffentlichem Geld finanziert.

Allerdings mit zunehmend weniger Geld.

Trotzdem, das darf einfach nicht sein. Alles, was mit öffentlichen Geldern finanziert ist, gehört auch allen!

Worin genau liegt der Skandal dieser Abgeltung?

Das eine ist die Monetarisierung. Sie verhindert künstlerische Aneignungen. Das zweite ist: Die Diffusion wird erschwert. Selbst wenn ich für eine weitere Verwendung bezahlen würde, bekomme ich oft gar keine Lizenz. Ich lege alte Bücher wieder auf und entdeckte eine wunderbare Biografie von Egon Friedell aus den 1970er-Jahren. Sie ist längst vergriffen, der Autor nicht auffindbar, wohl schon verstorben. Anhaltspunkt liefert allein der Verlag. Doch der wurde mehrfach verkauft, am Schluss landete er bei Random House, einem dieser Multis, die inzwischen alles besitzen. Wenn ich das Buch wieder herausgeben will, muss ich sicherstellen, dass ich das Urheberrecht nicht verletze, denn der Autor ist bestimmt noch nicht siebzig Jahre tot. Zwar ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass der Vertrag des Autors mit dem Verlag nach fünf Jahren ausgelaufen ist, wenn das Buch nicht wiederaufgelegt wurde. Aber das ist nicht sicher. Nun schreibe ich Random House ein Mail, um die Situation zu klären. Doch darauf bekommt eine kleine Nummer wie ich niemals eine Antwort. Die Abklärung bringt einem solchen Verlag nichts. Er ist einzig daran interessiert, Filmrechte an Hollywood zu verkaufen.

Was stört Sie an der Idee des Urheberrechts?

Das eine ist, dass das Urheberrecht letztlich nicht Innovation belohnt, sondern die simple Kopie schützt. Das andere ist die falsche Grundannahme, dass ein genialer Schöpfer allein ein Werk schafft. Der Kreativprozess ist kollektiv und funktioniert interpersonell. Kreativität ist immer geteilt und beruht auf dem bereits Geschöpften. Darum ist es falsch, dass Werke durch das Urheberrecht für so lange Zeit monopolisiert werden.

Trotzdem – nicht jeder ist ein grosser Architekt, nicht jede eine wichtige Künstlerin. Hat kreatives Schaffen nicht mit Autorschaft und Authentizität zu tun?

Wer die geteilte Kreativität zum Ausdruck bringt und in einem Werk materialisiert, wer damit gross wird und wer nicht, ist Zufall. Das hat natürlich auch mit der Rezeption zu tun. Im Übrigen will ich niemandes Autorschaft streitig machen. Ich will ja nicht sagen dürfen, dass ich anstelle von Picasso das Bild gemalt habe.

Wie wollen Sie das verhindern, wenn es keinen Schutz des Urhebers gibt?

Das kann wettbewerbsrechtlich geschützt werden. Wenn ich eine falsche Autorschaft behaupte, dann lüge ich. Das ist auch moralisch falsch. Man schmückt sich nicht mit fremden Federn. Deshalb führen wir Plagiatsdebatten.

Zumindest in unserer Gesellschaft ist das verpönt, in anderen nicht. Reicht der Appell an die Moral?

Man muss die Quellen nennen, sonst fabriziert man ein Plagiat. Aber manchmal kennt man die Quellen nicht. So oder so: Ich verhindere ja nicht die Auswertung durch den Schöpfer selbst. Picasso konnte seine Bilder verkaufen und gut davon leben, doch er konnte nicht verhindern, dass seine Bilder publiziert werden und andere inspirieren. In der bildenden Kunst ist das Original zentral. In der Musik gibt es das nicht. Trotzdem sind die Menschen bereit, mehr für ein Konzertticket der Originalband als für die Coverband zu bezahlen. Unnötig, dass die Coverband auch noch Lizenzen für die Songs bezahlen muss.

«Wir müssen das Konzept des individuellen geistigen Eigentums vergessen.»

Andreas von Gunten

Creative Commons schlägt eine Lizenzierung vor, die Verwendungszwecke abstuft. Sind Sie damit zufrieden?

Mir geht es wie dem Gründer Lawrence Lessig, der das Urheberrecht für fehlerhaft hält. Aber er sah wie ich ein, dass man es in absehbarer Zeit nicht abschaffen kann. Deshalb überlegte er sich, im Rahmen des bestehenden Rechts eine Lösung zu finden, den geteilten Inhalten und Kunstwerken mehr Raum, mehr Möglichkeiten zur Verbreitung und zum Durchbruch zu geben. Das Modell funktioniert so: Man gibt einem Werk von Anfang mit, was andere damit machen dürfen. Schaffe ich ein Werk, ist es nach geltendem Urheberrecht sofort geschützt. Niemand darf etwas damit machen, ohne mich zu fragen. Das ist selbst im Internetzeitalter schwierig. Aber wenn das Interesse am Werk gross ist, ist es sinnvoll, die Nutzung offen zu halten. Mit Creative Commons kann ich als Rechteinhaber die Lizenz vergeben und erlauben, das Werk zu nutzen. Dabei helfen mir unterschiedliche Abstufungen. Das ist eine gute Lösung für eine Übergangszeit.

Welche Abstufungen sind sinnvoll?

Man kann die kommerzielle Nutzung ausschliessen oder mit der Klausel ‹non-derivative› jede Änderung daran verbieten. Davon rate ich eher ab. Denn es ist ja der Witz der Sache, dass man ein Werk weiterbearbeiten darf. Die beste Einschränkung ist in meinen Augen die Klausel ‹share-a-like›: Damit darf man mit dem Werk alles machen, darf es auch kommerziell nutzen. Die einzigen Bedingungen sind: Der Urheber wird als Quelle erwähnt, und das neue Werk muss unter der gleichen Lizenz verteilt werden.

Creative Commons ist eine Zwischenstufe auf dem Weg zu einer frei verfügbaren Public Domain. Weshalb treffe ich kaum auf derart lizenzierte Werke?

In der Welt der Blogger nutzen das bereits viele Autorinnen. Auch Wikipedia treibt diese Lizenzierung voran. Im Verlagswesen liegt das noch im Promillebereich. Die Herausforderung ist immer die Autorin, der Autor, der überzeugt werden muss. →

→ **Weshalb ist das schwierig?**
Sie werden seit 150 Jahren indoktriniert. Das Urheberrecht sei die grundlegende Bedingung ihres Daseins. Weiter untersagen einzelne Verwertungsgesellschaften diese Form der Lizenzierung ihren Mitgliedern, etwa in der Musik die Suisa.

Bei den wenigen mit Creative Commons lizenzierten Designprojekten fällt auf, dass digitale Projekte vorherrschen. Passt diese Art der Lizenzierung einfach besser zur digitalen als zur analogen Welt?
Ich bin gespannt, wie lange das so offen bleibt. Auch diesen Bereich wollen die Konzerne privatisieren. In der 3-D-Welt überlegen sich alle, wie man die Werke urheberrechtlich schützen kann. Das kommerzielle Interesse am 3-D-Druck wird den Designern ein Urheberrecht verschaffen.

Hat das Verständnis für Creative Commons mit der digitalen Herkunft zu tun?
Blogger sind im Internet geboren. Sie haben das ‹Sharing› verinnerlicht. Die Software, auf der die digitale Welt basiert, ist Open Source. Die Nerds führten den Kampf gegen die Kommerziellen wie Bill Gates und Steve Jobs bereits in den 1970er-Jahren.

«Ich wünschte mir eine Welt, die nur aus Unternehmern besteht.»
Andreas von Gunten

Inwiefern fördert Creative Commons die Kreativität?
Die Lizenz erhöht die Chancen zu Verbreitung und Nutzung des Werks. Man darf sich aber nichts vormachen: Nur weil ein Werk mit Creative Commons lizenziert ist, wird es nicht stärker nachgefragt. Das Interesse an einem Werk hat nichts mit der Lizenzierung zu tun. Aber wenn es Interesse weckt, hilft eine sinnvolle Lizenzierung, die Verbreitung zu beschleunigen.

Steigen über die grössere Verbreitung die Chance zur Rezeption?
Genau. Aus der Sicht der Einzelnen. Aus der Sicht des interpersonellen Kreativprozesses stehen mehr Werke zur Verfügung, die mehr Möglichkeiten eröffnen. Wenn ich nicht ständig befürchte, gegen das Urheberrecht zu verstossen, bin ich kreativer.

Wer sich nicht täglich abmühen muss, verkäufliche Werke zu schaffen, weil ein Anteil des Einkommens über Lizenzen gesichert ist, wird für die kreative Arbeit entlastet. Sehen Sie diesen Vorteil des Urheberrechts?
Gegenbeispiel: Mein Buch ist unter ‹CC0› lizenziert. Man kann es online lesen, unter eigenem Namen weiterverbreiten, und trotzdem wird es als Buch gekauft. Damit zeige ich, dass man nicht nur den Inhalt verkauft – der in diesem Fall frei verfügbar ist –, sondern auch die Darreichungsform. Es gibt Menschen, die lieber das Buch in der Hand halten wollen. Creative Commons zwingt uns zu unternehmerischer Kreativität: Wie kann ich das, was ich erarbeite, mehrfach verwerten? Das zeigt auch die Open-Source-Welt, die siebzig Prozent der Internetinfrastruktur betreibt. Es gibt Firmen, die mit mehreren hundert Millionen Dollar bewertet sind, obwohl ihre Software frei verfügbar ist. Sie stellen Systeme gratis zur Verfügung. Daneben bieten sie kostenpflichtige Angebote an für diejenigen, die sich nicht weiter darum kümmern wollen. Darum herum entstehen Ökosysteme, weil jede und jeder Module dazuprogrammieren und weiterverkaufen kann. Man muss nur darüber nachdenken: Für jede Idee kann man ein skalierbares Geschäftsmodell entwickeln.

Damit geben Sie sich als Vertreter der Creative Entrepreneurship zu erkennen. Muss auch eine Künstlerin kommerziell denken?
Ja, auf jeden Fall.

Das steht in Konkurrenz zu linken Positionen, die Kreativität als geschützten Raum verstehen.
Stimmt, in dieser Frage bin ich als Linker ein Exot. Ich wünschte mir eine Welt, die nur aus Unternehmern besteht und nicht aus Angestellten oder Menschen, die darauf warten, dass das Manna vom Himmel fällt. Aber ich will keine grossen Konzerne, sondern, dass alle frei sind – im Sinn von: Jeder macht, was er will.

Was unterscheidet Ihre Haltung von neoliberalen Positionen?
Ich wünsche mir möglichst viel Herrschaftsfreiheit. Das ist das anarchistische, libertäre Element. Zugleich bin ich zutiefst davon überzeugt, dass die Frage, mit welchen Ressourcen wir ausgestattet sind und wohin wir geboren wurden, ein reiner Zufall ist. Logischerweise braucht es deshalb einen Ausgleich, eine Umverteilung.

Was ist mit dem Eigentum?
Eigentum gehört nie mir allein. Wenn die Liberalen das Privateigentum feiern, ist das falsch, denn Eigentum kann man gar nicht denken ohne Kollektiv. Bin ich allein auf der Welt, ist Eigentum sinnlos. Eigentum macht erst in einer Marktsituation Sinn. Dafür braucht es mindesten einen zweiten Menschen und eine Infrastruktur, um es zu verwerten. Deshalb muss Wertschöpfung verteilt werden.

Welche Regeln braucht es für gemeinsam genutztes Eigentum?
Neoliberale glauben nicht daran, dass das überhaupt funktionieren kann. Doch ist eine Allmende klein genug, dass man deliberativ darüber entscheiden kann, klappt es.

Sie wünschen sich einen geregelten, keinen anarchistischen Raum?
Anarchie heisst nicht, keine Regeln zu haben, sondern sich die Regeln selbst zu geben. Unter der Voraussetzung, dass man jederzeit die Gruppe verlassen und woanders aufgenommen werden kann. Auch dort muss man sich einbringen. Das ist extrem anstrengend, aber es ist die einzige Möglichkeit, frei zu sein.

Auch die Wissenschaft funktioniert als Allmende und teilt Wissen. Wie sehen Sie die Open-Access-Bewegung?
Das ist ein Lichtblick. In der Wissenschaft sind die Interessen klar. Damit sie fortschreitet, müssen die Forschungsergebnisse verfügbar sein. Der Schweizerische Nationalfonds will bis 2024 alle mit öffentlichen Mitteln finanzierten wissenschaftlichen Publikationen verfügbar machen – kostenfrei.

Wie reagieren die wissenschaftlichen Verlage?
Die machen jetzt noch schnell ein paar Millionen mit der sogenannten Nationallizenz. Da begeht die Schweiz einen grossen Fehler – von dem ich persönlich allerdings profitiere. Ich bin an keine Uni angeschlossen, aber akademisch interessiert. Mit der Nationallizenz habe ich wie alle Schweizer Bürgerinnen und Bürger Zugang zu wissenschaftlichen Journals. Und zwar ohne dass ich pro Artikel 250 Dollar bezahlen muss. Vier Verlage sind bisher vertraglich gebunden. Noch besser wäre eine Open-Access-Lizenz gewesen. Denn wie in der Kulturförderung

ist es so, dass jede wissenschaftliche Publikation, die hierzulande herauskommt, komplett bezahlt ist. Wie viele Exemplare verkauft werden, ist dabei absolut irrelevant. Diese Werke könnte man geradeso gut freigeben, von mir aus nach ein paar Jahren.

Weshalb ist Ihnen das so wichtig?

Das kulturelle Schaffen des 20. Jahrhunderts ist im Urheberrecht eingeschlossen. Der grösste Teil sind verwaiste Werke, Bücher, Filme, Fotografien, manchmal auch Musik – weil kaum mehr zu eruieren ist, wer die Rechteinhaber sind. Dadurch sind die Werke nicht verfügbar. Dieses kulturelle Archiv droht verloren zu gehen, weil man unter diesen Umständen die Werke nicht digitalisieren kann. Gemäss Urheberrechtsgesetz darf ich nicht einmal ein Buch scannen. Das ist tragisch, denn wenn es jetzt nicht geschieht, ist es verloren.

Die Digitalisierung öffnet neue Probleme – jede Kopie generiert Informationsverlust, die Datenträger können nicht mehr gelesen werden oder zerbröseln. Gehen wir in eine geschichtslose Zukunft?

Nein, denn ich bin zuversichtlich, dass die Digitalisierung helfen wird. Auch hier handelt es sich um ein Übergangsphänomen: Wir haben alte Datenträger, die nicht mehr lesbar sind. Aber dieses Problem ist gelöst. Ich fertige eine Kopie an und lege alles in die Cloud. Dieses Archiv ist ewig. Sie können die Daten von einer in die nächste Cloud kopieren. Man kann sich das vorstellen als eine unglaublich grosse Harddisk. Genauer gesagt besteht sie aus Millionen von Harddisks, die auf der ganzen Welt verteilt sind. Wenn Sie etwas hochladen, wird das x-fach kopiert. Selbst wenn Sie fälschlicherweise etwas löschen, können Sie ein Back-up der Cloud in der Cloud herstellen. Digitales Archivieren ist nur schwierig, wenn man in Datenträgern denkt statt in dieser riesigen dezentralen Maschine.

Ein herrschaftsfreier Raum?

Nein, natürlich nicht. Solche Räume sind extrem schwierig herzustellen im Kapitalismus.

Mithin ein hochgradig kommerzialisierter und kontrollierter Raum?

Ja, das ist so. Immerhin herrscht Wettbewerb. Sie haben heute die Wahl zwischen den Anbietern. Das Schlimmste ist ein kommerzialisierter Raum ohne Wettbewerb. Staatswirtschaft, Monopole, Oligopole sind grässlich. Es gibt sie ja meistens nur, weil der Staat das erlaubt.

Haben Sie keine Angst, dass die Cloud ein Monopol wird?

Es wird eine gewisse Zeit ein Oligopol herrschen. Aber das wird sich ändern, weil der Wunsch nach einer anderen Lösung so gross ist, dass die Nerds eine Lösung bringen.

Sie glauben an die Kreativität der Nerds?

Definitiv. Bisher haben sie alle Probleme lösen können. ●

Creative Commons

Gegründet 2001 in San Francisco stellt die gemeinnützige Organisation den Kreativen ein alternatives System von Lizenzierungen zur Verfügung. Mit den kostenfreien Lizenzverträgen können die Urheber die Nutzung ihrer Werke differenziert steuern, ohne auf das Urheberrecht zu verzichten – was im geltenden Rechtssystem auch gar nicht möglich ist.

Die Lizenzen erlauben, Inhalte zu kopieren und weiterzuverbreiten. Dabei wird geregelt, unter welchen Bedingungen das geschehen darf. Neben der Namensnennung sind das nicht kommerzielle oder kommerzielle Nutzung, erlaubte oder verbotene Bearbeitung oder Weitergabe unter gleichen Bedingungen.

Treibende Kraft hinter der Organisation ist der Rechtsprofessor Lawrence Lessig. Er verfolgt das Ziel, der Open-Access-Bewegung im bestehenden Rechtsrahmen zum Durchbruch zu verhelfen. Die Creative-Commons-Lizenzen finden Anwendung in Wissenschaft, Film, Literatur, Musik, Fotografie und weiterem kreativen Schaffen.

Bauen. Wohnen.
Garten. Design.

THEMENMONAT
TÜRE, FENSTER & FASSADE
1.– 30. Juni 2017

Erleben Sie mehr in über 100 Fachgeschäften und Showrooms.
www.stilhaus.ch/tuere-fenster-fassade

stilhaus